Aus amerikanischen Zeitungen.

Was die Faraglioni für Capri, das Felsenthor an der Straße nach Gaeta für Terracina, das ist für Bragin la roche a Bayard, die Felspyramide, die sich fast neben der Bahn an der Strecke von Lunant nach Antigonish befindet. Wie ein Thurm ragt sie empor als Rest einer jener Felsenschichten des Kalksteingebirges, die senkrecht zum Flusse verlaufen und in ihrer Verwitterung zu oft merkwürdigen Gebilden umgemodelt sind. Die Spitze des Bayardfelsens hat der Sage nach dem Roß Bayards auf der Flucht der vier Heimonskinder beim Sprunge von der Bergeshöhe als Podest gedient. Alle Reisebücher und Reiseprospekte für Belgien zeigen den Felsen, von dem, laut Plättermeldung, soeben durch Verwitterung ein großer Brocken abgebrochen ist und zwar auf einige hier die Straße säumende und an den Felsen angelehnte Häuschen. Man wird den Felsen jetzt wohl bandagieren müssen, um ihn zu erhalten.

Die „Legislative Voters' League" in Chicago ist fest davon überzeugt, daß die Einführung der Initiative und des Referendums allen anderen Neuerungen vorangehen muß. Und sie fordert, daß wenn man nicht die ganze Staatsverfassung auf einmal umkrempeln könne und zunächst nur über einzigen Aenderungsparagraphen abgestimmt werden solle, so müsse unbedingt zuallererst über die „direkte Gesetzgebung" abgestimmt werden. Gegen diese Ausführung erhebt aber die „Civic Federation" derselben Stadt lebhaften Einspruch. Statt der „unerprobten" Initiative, sagt sie, sollte in Illinois endlich einmal ein vernünftiges Besteuerungssystem eingeführt werden. Insbesondere sei eine Aenderung der Verfassungsvorschrift nothwendig, daß alles Eigenthum gleichmäßig besteuert werden muß. An dieser Bestimmung werde jeder Versuch scheitern, die leicht zu verheimlichenden einträgenden Werthpapiere zur Besteuerung heranzuziehen, weil niemand ein Drittel oder die Hälfte seines Zinseinkommens als Steuer entrichten werde. Folglich solle die „Voters' League" ihr eigenes Steckenpferd in die Ecke stellen und auf dem der „Civic League" mitauffitzen. Sintemal Steckenpferdreiter wie versessen auf ihren eigenen Gaul sind, wird es wohl aus dem Tandem nichts werden.

Halt, Zügle! Auf der badischen Station B. gab es unerwartet Aufenthalt. Da das Züge etwas gar zu lange anhält und die Passagiere bereits unruhig zu werden beginnen, setzt es sich eben in Bewegung, aber nach rückwärts. Trotz eifrigen Spähens ist kein Wagen, der angehängt werden soll, oder sonst ein Grund des Rückwärtsmanövers ersichtlich. Da hält das Züge mit einem Ruck und nun klärt sich die Sache: Auf der unweit gelegenen Höhe steht ein — Photograph, der aus Leibeskräften ruft und winkt: Halt! Das Züge sollte doch nicht weiter zurückfahren, als es für eine wirklich schöne Aufnahme nothwendig war. Inzwischen war auch der Stationsvorsteher mit Familie im Sonntagsstaate auf dem Perron erschienen und die Bediensteten nehmen im Zuge möglichst vortheilhafte Stellungen ein — der Photograph ist noch nicht zufrieden. „Thun Se Ihrn dicke Kopp uff de Seit. Se g'heere net zum Personal!" ruft er väterlich einem dorwitzigen Reisenden zu. Jetzt aber klappt es. Befriedigt schmunzelnd packt der Photograph den Apparat zusammen und winkt ganz wie ein Kapellmeister zur Abfahrt, worauf das Züge mit etwa 20 Minuten Verspätung abdampft.

Die Geschichte hat noch nicht entschieden, ob Ohm Krüger, der ehemalige Präsident der südafrikanischen Republik, ein großer Staatsmann gewesen ist, — daß er aber ein guter Richter gewesen ist, steht fest. Manches seiner Urtheile — so plaudert der „Figaro" — stellt Ihn ohne weiteres auf die Richterhöhe des weisen Königs Salomo, der unter den guten und gerechten Richtern der Ancienneté nach der Erste war. Einmal erschienen bei dem alten Krüger zwei Buren, die seit vielen Jahren im Streit miteinander lagen; sie hatten gemeinsam ein Stück Land geerbt und konnten über die Theilung des Erbes nicht einig werden, der Ohm sollte nun entscheiden, wie in der Sache zu verfahren wäre. Krüger hörte die beiden aufmerksam an, dachte ein Weilchen nach und sagte nun: „Mein Urtheil geht dahin: der Eine von Euch soll nach eigenem Gutdünken auf dem Terrain, das Euch zugefallen ist, die Grenzen ziehen, so daß für jeden ein Beitzstück abgetheilt wird; wenn das geschehen ist, soll der andere von den Beitzstücken dasjenige wählen, welches ihm am besten gefällt." Die beiden Prozeßgegner sahen sich verblüfft an, bis ihnen eine Leuchte aufging; sie sagten dem klugen Ohm lachend Dank für seinen Urtheilsspruch, gingen aber fröhlich von dannen und vertrugen sich wieder.

Seit vielen Jahren konnte man im Brüsseler Nordbahnhofe einen kleinen Alten sehen, der an den Zügen mit seinem Hammer die Bandagen der Räder und die Achsen beklopfte, um am Klange festzustellen, ob sie fehlerfrei seien. Nun, der Mann hat letzthin, am 1. Oktober, einen Antrag auf Pensionierung gestellt, obwohl er erst 63 Jahre alt ist und daher nach zwei Jahren erst pensionsberechtigt wird. Er wurde darauf vor das zuständige Komite geladen, dem er die Begründung seines Gesuches vortragen sollte. Der Amtsarzt stellt ihm eine Frage, auf die der Mann ihn blöde anblickt. Eine weite, eine dritte Frage — dasselbe Mienenspiel. Der Mann ist taub! erklärt ein zweiter Arzt. Man untersucht ihn — wahrhaftig der Mann war stocktaub! Dringliche Umfrage bei der Aufsichtsstelle und bei der Familie, und das Ergebniß? Der Mann war seit seinem dreißigsten Jahre vollständig taub und hatte dabei täglich unzählige Eisenbahnwagenräder auf Gehör kontrolliert!

A. N. Fisher, Chef der biologischen Abtheilung des landwirthschaftlichen Departements, hat dem Böiewicht Sperling, dem gemeinen Spatz, den Krieg erklärt und will ihn mit Stumpf und Stiel, mit Haut und Federn ausrotten. Und merkwürdigerweise hat er in England, dem Lande, welchem wir den gefiederten Spitzbuben verdanken, auch das beste Mittel zu seiner Vertilgung gefunden. Dieses Mittel besteht aus einer sehr sinnreich, einfach konstruierten Falle, welche nur wenig kostet aber Vögel fängt und zwar so, daß sie bei der Lösung des Problems der hohen Preise der Lebensmittel mithelfen können. Nach den hier angestellten Versuchen soll der gebratene Spatz ein wahrer Leckerbissen sein, und wenn diese Thatsache erst allgemein bekannt wird, so wird das landwirthschaftliche Departement kaum im Stande sein, alle Aufträge für die englischen Sperlingsfallen zu füllen.

Nicht ohne Interesse ist die Entscheidung des Oberbundesgerichts in Bezug auf die Haftpflicht der Bahnen betreffs Verlustes von Waren auf dem Transport. Bei der großen Ausdehnung des Landes ist es unvermeidlich, daß Waren über verschiedene Bahnen verschickt werden müssen. Wenn dann eine Sendung verloren ging, so bestritt jede Bahn die Verantwortlichkeit dafür. Die Folge war, daß der Verlust ungedeckt blieb. Diesem Mißstand ein Ende zu machen, bestimmte der Kongreß durch Gesetz, daß die Bahn, welche die Sendung zuerst annimmt, für den Verlust haftbar ist, gleichviel auf welcher Bahn er sich ereignete. Der Einwand der Unkonstitutionalität, welchen die Bahnen erhoben, wurde aber nicht anerkannt. Aus der Entscheidung ist ersichtlich, wie das Oberbundesgericht den Warentransport als eine nationale Angelegenheit auffaßt. Das wurde bisher als selbstverständlich erachtet, doch schien es, als wollte die Rechtsprechung des obersten Tribunals einen reaktionären Charakter annehmen, indem sie die Staatenrechte zur Geltung brachte. Unter solchen Verhältnissen muß es angenehm berühren, daß eine solche rückschrittliche Gesinnung nicht wahrnehmbar ist.

Der Stadtrath Milwaukees hat dieser Tage 25 Vorlagen angenommen, die nun der Gesetzgebung des Staates Wisconsin vorgelegt werden sollen. Sie zielen auf eine möglichst weitgehende Autonomie der Stadtverwaltung ab.

Sie verlangen u. a.: Gesetzesanregung, Gesetzesgutheißung und Rückberufung von Beamten; Verleihung der Befugniß an die Stadt, alle öffentlichen Nutzarbeiten zu erwerben und zu betreiben — unter einem Mehrheitsvotum der Stimmgeber. Außerdem vorgesehen sind die Grundlage für die Schaffung öffentlicher Hospitäler, Mutterschaftsheime, städtischer Schlachthäuser, und noch etwa zwanzig andere wichtige Neuerungen. „Alle drei Parteien sind auf die Unterstützung dieser Maßnahmen in der kommenden Legislatur verpflichtet, und wir haben die Zusicherung, daß sie durchgehen werden," sagt Bürgermeister Seidel.

Als der Dampfer „Amerika" bei seiner vorigen Reise in New York eintraf, kam im Zwischendeck der 21 Jahre alte F. Borch dort an, um sich zu seinem in Nashville ansässigen Onkel zu begeben. Er hatte bei seiner Ankunft kein Geld und wurde, obgleich der Onkel für ihn eintrat, zur Deportation verurtheilt und mit dem Dampfer abgeschoben. Der Onkel kabelte nach Hamburg, man möge den jungen Mann wieder nach Amerika befördern, und wies ihm bei der Dampfergesellschaft Geld an. Jetzt kam der junge Mann neuerdings mit dem Dampfer „Amerika" an. Er wurde abermals für die Inquisition detiniert. Da er diesmal den Anforderungen zu entsprechen schien, wurde er schließlich zugelassen.

Man sieht, Sanft Bürokratius leidet sich auch bei uns manch tollen Schildbürgerstreich.

Daß das Verständnis für Baum- und Forstpflege in unserem Lande wächst, beweist der Bericht einer zuständigen Behörde in Ohio. In ihrem dem Gouverneur jenes Staates soeben unterbreiteten Jahresberichte empfiehlt die Leitung der staatlichen Ackerbau-Versuchsstation in Wooster die Einführung eines staatlichen Forstdienstes zum Schutze gegen Waldbrände, ferner ein besseres System der Behandlung der Bäume den Landstraßen entlang und zwar entweder unter Aufsicht des Staates oder der verschiedenen Gemeinwesen. Mehr technisch ausgebildete Männer sind nöthig, sagt der Bericht um den Forstbau im ganzen Staate zu fördern. Die Beamten könnten auch Privatleuten oder privaten Organisationen, die an der Erhaltung der Forsten interessiert sind, mit Rath und That an die Hand gehen. Ferner wird die Anlage von Forstreserven empfohlen, und den Gemeinwesen wird die Anlage von Forstparks nahe gelegt, die sowohl als Spielplätze wie auch zur Förderung des Interesses am Forstbau dienen könnten.

Nicht nur in unserm Lande, auch in Deutschland hat die letzte Volkszählung mancherorts bemerkenswerthe Umstände aufgedeckt: Die Trier. Landesztg. läßt sich z. B. aus Wiltingen an der Saar schreiben: „Bei der diesjährigen Volkszählung wurden hier 1084 Personen gezählt. Das bedeutet gegen die Zählung im Jahr 1905 eine Abnahme von 18 Personen. Wenn man berücksichtigt, daß es bei dem hier so ausgedehnten Weinbau und dem landwirthschaftlichen Betriebe hierselbst ganz besonders zur Sommerszeit an Arbeitskräften fehlt — einige hiesige Weingutsbesitzer mußten in den letzten Jahren wegen Mangel an einheimischen Arbeitern durch Polen und sonstige Auswärtige ihre Weinbergsarbeiten ausführen lassen —, so ist eine noch immer wachsende Abnahme unserer Einwohnerzahl sehr zu bedauern. Es fehlt hier an Wohnungen. Deshalb kommen auch so wenige Heirathen in unserem Orte zu Stande. So fanden im verflossenen Jahre nur zwei Eheabschließungen statt, in dem vorhergehenden Jahre ging es nicht anders. Hier giebt es Haushaltungen, in denen 3 — 5 Ledige, sogenannte Onkels und Tanten, sich befinden, von denen niemand sich mehr auf „Freiersfüße" stellen wird. Ein „Tantenverein" hat sich hier schon gebildet. Ein „Onkelverein" wird nächstens auch folgen."

Diese Abwanderung vom Lande und aus kleinen Ortschaften in die Industriecentren gehört hüben und drüben zu den sozialen Erscheinungen unsrer Kultur.

Daß der Staat Kentucky durch das Nachtreiterunwesen nicht bloß an seinem Rufe, sondern auch in anderer Weise empfindlich geschädigt worden ist, scheint sich aus den Ergebnissen der diesjährigen Volkszählung zu ergeben. Es sind im ganzen sechzehn Counties an dem Unfug betheiligt, und für sie hat die Zählung nahezu 25,000 Einwohner weniger ergeben als die Zählung des Jahres 1900. So stark ist in den letzten Jahren der Auszug aus diesen Counties gewesen. Die Geburtsrate hat keine wesentliche Aenderung erfahren, und die Sterberate ist eher niedriger geworden. Darauf kann der starke Rückgang der Bevölkerung also nicht zurückgeführt werden. Es scheint also, die durch das Nachtreiterunwesen geschaffenen unsicheren Zustände haben die Leute von Haus und Hof vertrieben und sie veranlaßt, in benachbarten Staaten ein Unterkommen zu suchen. Das ist für jene, die im Blaugrasstaate das Recht zu vertheidigen und die Ordnung aufrecht zu erhalten haben, eine sehr ernste Warnung. Sie wissen jetzt, daß noch mehr auf dem Spiele steht als der gute Ruf des Staates. Von allen Verlusten sind Bevölkerungsverluste am schwersten einzubringen. Zu einem Staate besonders, dessen Einwanderung nicht bedeutend ist.

In dem Kolynos, einem aus Benzoesäure, Eukalyptusöl, Pfefferminzöl und Thymol zusammengesetzten Präparat, das zunächst als Desinfektionsmittel für die Mundhöhle verwandt wurde, glaubt man ein werthvolles Heilmittel gegen die Bakterien der Influenza gefunden zu haben. In dem hervorragenden medizinischen Fachblatt, der Londoner „Lancet", haben Versuche mit Kolynos zu recht ermuthigenden Erfolgen geführt. Nach diesen Versuchen genügte eine Lösung von 6 v. H. zur Vertilgung sämtlicher Bakterien in weniger als zwei Minuten, bei einer Benutzung einer zehnprozentigen Lösung erfolgte die Vernichtung fast sofort. Die Verwendung des Kolynos zur Ausspülung von Nase, Mund und Kehle führte in den drei bisher behandelten Fällen in zwei bis drei Tagen zu einer ganz auffallenden Besserung. Am vierten Tage nach Beginn dieser Behandlung war das Vorhandensein von Influenzabazillen im Munde, in der Nase oder im Rachen der Kranken nicht mehr nachzuweisen. Hoffentlich bewahrheitet sich diese Kunde.

Die Vorlagen-Schmieden hämmern.

In Jefferson City, in Springfield, Illinois, und andern Hauptstädten der Bundesstaaten beginnen nun die Gesetzgebungen ihre Tagungen. Und sollten die Erwählten des Volkes es vernachlässigt haben, der nicht geringen Zahl der Wünsche ihrer Wähler die Gestalt ebensovieler Vorlagen zu geben, so werden ihnen diese nachgesandt werden. Denn wer glaubte nicht auf dem Wege der Gesetzgebung alle Uebelstände abbestellen und alle Vortheile und Wohlthaten erlangen zu können? Seit die Philosophie des 18. Jahrhunderts der Menschheit den Gedanken eingeimpft, daß es nur eines guten Rezeptes bedürfe zur Herstellung einer vollkommenen Gesellschaftsordnung, glaubt man im Großen wie im Kleinen alles auf diesem Wege erreichen zu können. Deshalb machte schon Francis Lieber, jener deutsch-amerikanische Rechtsphilosoph, der einen so hervorragenden Einfluß auf die Rechtswissenschaft unseres Landes erlangte, als er einmal den „social Unrest" seiner Zeit — der dreißiger und vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts — besprach, dem amerikanischen Volke zum Vorwurf, daß nur zu viele aus seiner Mitte sich einbildeten,

that almost every ill to which human life is subject is to be extinguished by political legislation.

Nach jeder vertagten Gesetzgebung erfährt man, durch welch unendlichen Wust von Anträgen die Gesetzgeber sich durcharbeiten mußten, zum Nachtheil mancher von den Verhältnissen geforderten Maßregeln. Und wie viele Gesetze giebt es nicht, die, nachdem sie irgendwie durchgedrückt worden sind, bloß auf dem Papier stehen! Und dennoch, aller Erfahrung zum Trotz, bleibt der Köhlerglaube, daß ein Mehrheitsbeschluß irgendwie einer Anschauung Leben zu geben vermag, die weder den Grundbegriffen des natürlichen Rechtes entspricht, noch sich entwickelt hat aus den gesunden Anschauungen der Masse des Volkes. Dekretieren ist eines; Dekreten und Gesetzen Achtung verschaffen, etwas andres. Und daß es nicht mehr Alleinherrscher sind, die heutzutage dem Volke befehlen, was es thun und lassen soll, macht die Sache nicht besser. Die von manchen „Eugenisten" unsrer Tage geforderte Beschränkung des Rechtes auf die Ehe würde, wenn eine unsrer Legislaturen sie gewährte, ihren Zweck nicht minder verfehlen, als das landesherrliche Verbot der Eheschließung bei mangelndem Vermögen. Moralstatistiker sind wohl mit Recht der Ansicht, daß die auch heute noch beobachtete Häufigkeit der unehelichen Geburten in manchen Theilen Deutschlands — so in Bayern — auf die Thatsache zurückzuführen, daß der aufgeklärte Absolutismus den Armen verbot, die Ehe einzugehen. Die Folge davon war das verbotene „Verhältnis;" dieses wurde zur Gewohnheit, indem den infolge des ungerechten Gesetzes als unehelich zur Welt gekommenen Kindern in den Augen des Volkes kaum eine Makel anhaftete. Die Weltverbesserer nach eigenen Heften haben also in diesem Falle mehr noch als das Gegentheil von dem erreicht, was sie erreichen wollten.

Ein zweiter Fehler, der unserer Gesetzgebung anhaftet, ist sein Opportunismus. Von dem Bestreben getragen, weder die Gunst der Wähler noch die jener Mächte „hinter dem Throne" zu verlieren, die den Schutz „ihrer Interessen" im Auge haben, gewährt man, was eben gewährt werden kann. „Schönes Wetter" für heute, für morgen, für die nächste Wahl, das ist die Hauptsache, das ist alles! Weitausschauende Pläne kommen kaum in Betracht. Ein Gesetzgebung wie die soziale Gesetzgebung Deutschlands, an der man wirkt — wie ein Teppichwirker in Daghestan — ein Vierteljahrhundert lang und mehr, ist bei uns unter den gegenwärtigen Umständen so gut wie ausgeschlossen. Man fordert von der Gesetzgebung, daß sie wirken soll wie gewisse Patentmedizinen: rasch, gründlich. Mag die Ursache dieser Wirkung auch ein gefährliches Gift sein, ein Narkotikum, wenn's nur wirkt! Was nachkommt, kümmert die Kurzsichtigen wenig. Hier will man das House of Delegates abschaffen: die vielköpfige Körperschaft ist von Uebel; auf dem Wege der Wardpolitik gelingt es räudigen Schafen, in diese Hürde zu dringen. Der Senat des Bundeskongresses soll womöglich vom Volke gewählt werden! Die Wahl durch die Gesetzgebungen — wie sie gegenwärtig besteht — sei schuld daran, daß das hohe Haus in Washington der „Millionärsklub" sei, als den wir ihn kennen. In einem Falle vermag „das Volk" nicht regelmäßig eine größere Anzahl von Stadtverordneten richtig auszuwählen, in anderm Falle aber sind es wieder die Wenigen, die Gesetzgeber selbst, die als Senatorenwähler umschmeißen! Merkwürdige Zustände das, die natürlich wieder durch neue gesetzgeberische Maßregeln aus der Welt geschafft werden sollen. Das reinste „Wechselfieber", dessen Ursache noch nirgends krasser zu Tage trat als in Adams County, Ohio, wo nun bereits 1,431 Wähler ihres Ehrenrechtes verlustig erklärt worden, weil sie ihre Stimmen verkauft hatten! Und nicht Stromer sind es, die das thaten, sondern Farmer! Der Kern des Volkes also ist faul, das Gewissen todt, feil alles ums Geld! Dagegen richten die Gesetzgeber des 20. Jahrhunderts ebensowenig aus wie die Gesetzgeber des ersten nach Christo. Dem Verfall der Sittlichkeit steuert keine staatliche Gewalt allein! Das ist eine der Lehren der Geschichte!

Der bedrängte Herr Briand.

Die Verlegenheiten des Ministeriums Briand sind über Nacht größer geworden, als man anfänglich annehmen konnte; jedenfalls sind sie rascher in die Erscheinung getreten als die beiten Propheten annahmen, die ja an und für sich dem zweiten Ministerium kein langes Leben vorausgesagt haben. Am 13. Dezember sollte Herr Briand seinen Gesetzentwurf, der den Staatsarbeitern das Streikrecht nimmt, der französischen Kammer unterbreiten, und in diesem Entwurf sollte auch gleichzeitig das obligatorische Schiedsgerichtsverfahren geregelt werden. Herr Briand hat den Antrag der Kammer nicht etwa nicht unterbreitet, weil er nicht ausgearbeitet war, sondern nur deshalb, weil er eingesehen hat, daß er sich mit seinem Gesetze unter allen Umständen in die Minorität bringen wird. Vielleicht hätte er noch den Muth gehabt, den Kampf zu bestehen, wenn nicht plötzlich sein ehemaliger Ministerkollege, Herr Millerand, auf dem Kampfplatze erschienen wäre, der seinerseits einen Gesetzentwurf veröffentlicht hat, in dem er alle Thesen des Herrn Briand bekämpft und umwirft. Namentlich aus diesem Grunde ist Herr Briand vorsichtig geworden, und er hat es für angebracht gehalten, seinen Entwurf nicht der Kammer zugehen zu lassen. Nachträglich ist Briand dann mit einem abgeänderten Gesetz an die Kammer herangetreten, soviel aber steht fest, daß von keiner Seite das Schiedsgerichtsverfahren, das Herr Briand vorgeschlagen hat, angenommen worden, weil man mit vollem Recht dagegen ist, daß das Parlament als eine Parteiinstanz in wirthschaftlichen Fragen das letzte Wort sprechen soll. Auch die Eisenbahndirektionen melden sich in der Frage plötzlich; sie verlangen für ihre Arbeiter vom Staat eine Pension und weigern sich nach wie vor, die gemaßregelten Eisenbahner einzustellen.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin hat Herr Briand große Sorgen. Das hängt indirekt mit den jetzt geschlossenen Etatsdebatten im deutschen Reichstag zusammen. Man hat in Frankreich die Rede des deutschen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg über das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen, und es ist eine Art Panik eingetreten, nachdem in derart offizieller Weise vor aller Welt festgestellt wurde, daß thatsächlich der Besuch des Zaren in Potsdam die Basis für ein deutsch-russisches Einverständnis gegeben hat. Man spricht es in Pariser politischen Kreisen offen aus, daß Herr Pichon nicht ganz unschuldig an diesem Verlauf der Dinge ist; er habe bei der Frage von Bosnien und der Herzegowina sich von den schönen Worten des Grafen Aehrenthal blenden lassen und Rußland in seinen Bestrebungen nicht genügend unterstützt. Aus diesem Grunde hätte die russisch-französische Freundschaft einen Stoß bekommen und sich von diesem nicht mehr erholen können. Bei den Verwicklungen, die vor zwei Jahren im Orient entstanden sind, hat es Herr Pichon sicher nicht an Energie fehlen lassen. Er hat gethan, was er thun konnte, um Rußland in seinen Unternehmungen zu unterstützen. Er mußte aber in dem Augenblick mit allen seinen Bestrebungen Schiffbruch leiden, in dem Deutschland muthig an die Seite von Oesterreich-Ungarn trat. Herrn Briand bereiten diese Vorwürfe Kopfschmerzen und er würde gern Herrn Pichon opfern; aber er kann in der jetzigen Situation unmöglich sein Ministerium zum dritten Male rekonstruieren. Man nimmt an, Herr Briand werde einen ganz anderen Weg einschlagen; er wird bei der erstbesten Gelegenheit den französischen Botschafter in Wien opfern, um seinen Widersachern einen Skalp überreichen zu können. Ob ihm mit solchen Mittelchen auf die Dauer geholfen sein wird, ist fraglich.

Der Werth der Schulzeugnisse ist ein noch immer, ja heute mehr als je, umstrittener. So äußerte sich vor kurzem der bayrische Thronfolger, Prinz Ludwig, anläßlich der feierlichen Eröffnung der Handelshochschule zu München: Examina, Noten, das alles sei nothwendig; es beweise aber immerhin nur, daß man ein gewisses Maß von Kenntnissen erworben habe. Aber ein schlechtes Examen, mindere Noten beweisen immer noch nicht, daß der Mann nicht tüchtig sei. Erst wenn er ins Leben hinaustrete, werde er zeigen, ja zeigen müssen, daß er thatsächlich etwas könne. Man habe viele Leute gehabt, die trotz ausgezeichneter Noten recht wenig geleistet haben und umgekehrt. Es heiße, man könne nicht mehr vorwärts kommen; aber der Tüchtige werde stets auch von der untersten Stufe aus emporkommen.

Das Geschäft mit Honduras.

Unser Volk wird über kurz oder lang die Gepflogenheit der Hochfinanz, Kapitalanlagen im Auslande zu machen, theuer bezahlen müssen. Der Krieg mit Spanien war ja schon derart, daß er an das vorwurfsvolle Wort erinnert, die Kriege der Handelsvölker seien „eine Erwerbsart der Reichen". Jedenfalls gehören sie dazu, und so wissen wir denn nie, wann die Stunde geschlagen, in der wir den Ausspruch Moltkes: „Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag" selbst mit verwirklichen helfen müssen.

Oefters sind wir im Laufe der letzten Jahre knapp an der Gefahr vorbeigekommen, um der unter wucherischen Bedingungen gewährten Anleihen und anderer im Auslande untergebrachter Kapitalanlagen wegen von Leder ziehen zu müssen. In Santo Domingo, in Venezuela, in Ecuador und Colombia—überall gilt es die Interessen jener zu beschützen, die möglichst schnellen hohen Gewinnes wegen, jedem neuen Diktator Waren und Geld liefern, um, wenn er im Abgrunde verschwunden, der alle süd- und centralamerikanischen Herrscher von selbsteigenen oder einer Clique Gnaden verschlingt, sich an der Gesamtheit des unglücklichen Volkes schadlos zu halten. Und will dieses eine solche Schuld nicht anerkennen, kann es die Interessen nicht aufbringen, so ruft der Finanzier in Wall Street nach Onkel Sam, der dann zum Schuldeintreiber, zum Büttel, eines Gewerbes wird, dessen Vertreter im Grunde genommen tausendmal „unehrlicher" ist, als die Mehrzahl der „unehrlichen Leute" des Mittelalter: Müller, Leineweber, Bader es jemals sein konnten.

Gerade dieser Tage benutzt Wall Street seine Macht wieder einmal dazu, Washington für seine Interessen arbeiten zu lassen. Die Finanzen der Republik Honduras, die, nebenbei gesagt, wieder einmal vom Revolutionsfieber geschüttelt wird, sind in einem desolaten Zustande. Aus eigener Machtvollkommenheit vermag die Hochfinanz natürlich dort nichts mehr auszurichten. Wenn man dürfte, wie man wahrscheinlich möchte, so würden diese unglücklichen Republiken thun, was mehrere Staaten der Union einst gethan haben in ihren Flegeljahren: sich bankerott erklären! Aber, was Uncle Sam seiner Zeit Tennessee nicht verbieten konnte, den Staatsbankerott zu erklären, das würde er Honduras z. B. nimmer zu thun gestatten. Mit Zins und Zinseszins muß das Volk solcher Staaten die Sünden seiner korrupten Beamten, der habsüchtigen herrschenden Klasse bezahlen. Denn darauf läuft es doch hinaus, was man aus Washington meldet: Auf Anregung unserer Regierung sei der Finanzminister Honduras' nach New York gekommen, um mit Morgan das Abkommen zu treffen, demgemäß dieser die gesamte öffentliche Schuld der genannten Republik Mittel-Amerikas übernimmt, eine Bagatelle von 40 Millionen Dollars. Unsere Regierung aber soll, so sagt man, wenn das Geschäft zu Stande kommt, ähnlich wie in Santo Domingo den Kontrolleur spielen, d. h. dafür sorgen, daß die amerikanischen Geldverleiher zu ihren Zinsen kommen.

Aber was heißt das im Grunde genommen anders, als Wall Streets wegen, das Protektorat auch über diese „Schwester-Republik" übernehmen! Nun wollen wir durchaus nicht läugnen, daß ein solcher modus vivendi unter den gegebenen Umständen das Beste ist, daß infolgedessen die Einkünfte des armseligen Staatswesens nicht mehr verschleudert, sondern wenigstens dazu verwandt werden, die fremden Gläubiger zu befriedigen, während bisher besagter Verschleuderung halber die Verschuldung immer mehr anwuchs. Von diesem Standpunkte aus, wird man ein solches Abkommen wahrscheinlich begrüßen dürfen, weil der Mißwirthschaft gesteuert wird. Hört doch sogar das Revolutionieren auf, wenn die „Patrioten" wissen, daß die Einkünfte des Staates von einer fremden Macht verwaltet werden, ihnen also entrückt sind.

Das alles geben wir zu. Aber, was ändert das an der Thatsache, daß die Gewinn- und Beutesucht der Hochfinanz diese die gewagtesten Geschäfte im Auslande unternehmen läßt, in der Erwartung, daß die politische Macht hinter ihnen sich als Schuldeintreiber wird gebrauchen lassen, wenn's zum Klappen kommt. Infolgedessen kommt es bald da, bald dort mit den Interessen der Eingeborenen oder auch mit den kapitalistischen Interessen anderer Staaten zum Streite, der bei einer genügend hohen Summe als Streitobjekt zum Kriege zu führen pflegt. Dieser wird so zu einer Form des wirthschaftlichen Erwerbs; ist und bleibt dieser lukrativ, so wird Carnegie's Friedensfonds alles genau da lassen, wo es war, als Platon schrieb: „Entstehen uns doch alle Kriege um des Geldes Besitz."

Die Brautsch

Eine Geschichte von Reim

Der Ahorner, ein eh
bildsauberer Jungbauer in
rutzen, fuhr in der Dreiköni
auf Brautschau aus. Er h
Ackergaul, den alten Fu
den neuen Rennschlitten g
denn sein Läufer, das
hinkte seit einigen Tagen a
Fuße. Der Fuchs hatte ein
samen Schritt, machte nicht
lich Figur und paßte übel
neuen Rennschlitten; dar
der Ahorner auch ein krumm
sicht, als er in den Schlitten
allein er konnte nicht warte
das Bräunl wieder einen
Fuß bekam, denn die Reis
Eile — er wollte nämlich bi
meß eine junge Bäuerin in
Hof führen. — Die Fahrt g
das zwei Stunden entfernte
Weißenfeld.

Der Ahorner hätte zwar
den Mädchen seines Heimat
auswählen können, denn e
einer der besten Bauern, hat
schönes, neues Haus und
Kreuzer Schulden auf dem
allein die Auswahl in seiner H
war nicht groß, und dann hat
Ahorner auf dem letzten Neu
markte die älteste Tochter des
ginter in Weißenfeld so über
Klee loben hören als ein br
hübsches, reiches, häusliches, a
sames und tüchtiges Mädchen,
er sich diese Partie einmal ansch
und, wenn es sich schickte, auch
wollte. Der Ahorner kannte
alten Garginter von den Mär
her, er wußte auch, daß der
Geld und heiratsfähige Töchte
saß, er hatte aber mit dem
noch keine dreißig Worte verlo
die Tochter war ihm gänzlich u
kannt, nur hatte er vernom
daß die älteste im letzten Som
mehrere Körbe ausgeteilt h
Bei der Gestalt der Sache wac
dem jungen Ahorner, obwoh
Selbstvertrauen und Schneid
saß, doch das Herz ein wenig u
dem Lodenrock.

Während der Fuchs langsam
hintrabte, legte sich der junge Ba
einen Feldzugsplan zurecht.
wollte seinen Eintritt in das un
kannte Haus mit einem Roßk
bemänteln, während des Hand
die Lage auskundschaften und da
mit einer klugen Rede Stu
laufen.

Eine Stunde Weges mochte
Ahorner bereits zurückgelegt habe
da holte er in derselben Richtu
ein Frauenzimmer ein. Es w
ein junges Mädchen in den zwa
ziger Jahren mit einem quellfrisch
Gesichte, blonden Haaren u
braunen Rehaugen.

„Guten Morgen!" grüßte d
Ahorner, und hielt das Pferd a

„Guten Morgen!" erwider
freundlich das Mädchen.

„Wo denn aus?" fragte de
Ahorner.

„Nach Weißenfeld," versetzte da
junge Mädchen.

„Ich bin auch auf dem Wege —
magst vielleicht aufsitzen?"

„Ich dank' schön — ich hab' gut
Füße."

„Das mag schon sein, und mei
Fuhrwerk ist auch keine Eilpost —
aber schlecht gefahren ist allewei
besser, als hart gegangen — steig
nur auf!"

Das Mädchen schaute dem junge
Mann prüfend in die Augen, dann
sagte es: „Wenn es dir nicht un
kommod ist, bitt' ich wohl."

„Ah was, unkommod! — Haben
ja leicht Platz ..... So, mach'
dir's nur bequem, da ist die Decke
..... hü, Fuchs!" — —

„Bleibst du in Weißenfeld?"
fragte nach einer Weile der junge
Mann.

„Ja."

„Wo bist denn heut' schon gewe
sen?

„In der Stadt beim Viehdoktor
— wir haben eine kranke Kuh."

„So, so! — Hüh, Fuchs, du
fauler."

„Von wo kommst denn du her?"
forschte das Mädchen.

„Von Niederrutzen herauf."

„So! — Hast ein Geschäft in
Weißenfeld?"

Der Ahorner stockte einen Augen
blick, dann sagte er: „Ja — ein